

Zitierhinweis

Unger-Alvi, Simon: Rezension über: Claudia Müller, Politische Religion und Katholizismus. Geltungsgeschichten im faschistischen Romanità-Kult, Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2017, in: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, 100 (2020), S. 810-812, DOI: 10.1515/qfiab-2020-0036



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

hierarchischen Volksgemeinschaft. In seinem wichtigen konzeptionellen Beitrag setzt Aristotle Kallis freilich einen völlig anderen Akzent: „The focus on the dynamics of diffusion of anti-Semitism in interwar and especially wartime Europe is perhaps the most challenging premise for a transnational perspective on fascism.“ (S. 42) Nimmt man diese These ernst, so folgt daraus, besonders im Vergleich mit dem italienischen „Urfaschismus“, der Vorrang des nationalsozialistischen „history making project“. Mit Blick auf Kallis' These erweist sich der Beitrag von Raul Cârstocea zu Ion I. Moța, dem im Spanischen Bürgerkrieg gefallenem stellvertretenden Führer der „Eisernen Garde“, einer radikal antisemitischen rumänischen faschistischen Massenbewegung, als besonders interessant, wo die Widersprüche in den transnationalen Dynamiken der zeitweise drittgrößten faschistischen Kraft in Europa und deren aus ihrem religiös gespeisten Ultranationalismus und Rassismus resultierenden Grenzen besonders eindrücklich hervortreten. Entgegen den Erwartungen, die Kallis in seinem programmatischen Beitrag nährt, stehen zentrale Fragen des Gewaltprojekts einer faschistischen „neuen Ordnung“ wie Repression, Besatzungsherrschaft oder die vielfältigen Dimensionen und Konsequenzen des radikalen Rassismus nicht im Mittelpunkt des Bd. Seine Stärken liegen im besonderen Augenmerk auf „minor fascisms“ besonders in Mittel-, Ostmittel- und Südosteuropa sowie, in einzelnen Artikeln, auf den fließenden Grenzen und Überschneidungen zwischen faschistischen, autoritären und konservativen Kräften, wie sie etwa Johannes Dalfinger in seiner Diskussion des nationalsozialistischen Europakonzepts illustriert. Unbefriedigend bleibt der nicht weiter problematisierte zeitliche Endpunkt mit der definitiven Niederlage der faschistischen Imperien. Nicht nur Federico Finchelstein argumentiert in seinen Studien, dass seine von Kallis zitierte Kennzeichnung des Faschismus der Zwischenkriegszeit als „traveling political universe“ (S. 39) keinesfalls mit dem Jahr 1945 außer Kraft gesetzt wurde.

Martin Baumeister

Claudia Müller, Politische Religion und Katholizismus. Geltungsgeschichten im faschistischen Romanità-Kult, Paderborn (Ferdinand Schöningh) 2017 (Politik- und kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft 35), 291 S., 978-3-506-78682-1, € 54.

Claudia Müllers Buch beleuchtet die Geschichte des italienischen *Romanità*-Kults, der durch seinen Rekurs auf einen vermeintlich ewigen „römischen Geist“ eine kulturelle Stütze für das Regime Mussolinis darstellte. Dabei beschäftigt sich Müller intensiv mit dem Begriff „politische Religion“ und versucht, ihre Beobachtungen zum Verhältnis von Faschismus und Katholizismus theoretisch zu untermauern. Die Arbeit knüpft hier an Emilio Gentiles These von einer faschistischen Sakralisierung des Politischen an, geht aber in ihrer Analyse des Verhältnisses von Staat und Kirche auch deutlich über die bisherige Forschung hinaus und erhebt den Anspruch, die Geschichtswissenschaft „durch ein soziologischen Instrumentarium zu bereichern“ (S. 5). Tatsächlich

handelt es sich bei Müllers Arbeit um eine „Verhältnisbestimmung von Katholizismus und Faschismus“ (S. 19), in der historiographische mit politikwissenschaftlichen Ansätzen verbunden werden. Müller gelingt es dabei, die Komplexität dieses Themas nicht einseitig zu reduzieren: Während die Autorin die regimestützende Funktion der katholischen Kirche eingehend problematisiert, deckt sie gleichzeitig auch viele Widersprüche und Ambivalenzen im Verhältnis von Christentum und Faschismus auf. Tatsächlich führte der *Romanità*-Kult auch zu unterschwelligem Konflikten zwischen Faschisten, welche die heidnische Antike verklärten, und Katholiken, die sich hauptsächlich auf Konstantin den Großen und die Christianisierung Roms beriefen. Die starke Theorielastigkeit von Müllers Betrachtungen über Religion und „sakralisierte politische Ordnungen“ machen dem Leser den Einstieg in die Arbeit nicht ganz leicht. Die ersten 85 S. fungieren im Prinzip als erweiterte Einleitung, in der v. a. soziologische und gesellschaftstheoretische Fragestellungen im Vordergrund stehen. So wichtig es beispielsweise sein mag, sich mit institutionenanalytischen Grundlagen und den gesellschaftlichen Funktionen von Religion zu befassen, so sehr vermisst der Leser an einigen Stellen in den ersten Kapiteln den konkreten Bezug zur *Romanità*. Dies wird umso problematischer, als Müller es sich vornimmt, dem eigentlichen historischen Teil der Arbeit eine grundlegende „soziologische Begriffsbestimmung des Religiösen“ (S. 27) voranzustellen. Das Lesen wird hierbei auch durch eine übermäßige Häufung großer Namen und Theorien erschwert. Zwar kommen Walter Benjamin, Maurice Halbwachs, Niklas Luhmann, Arnold Gehlen, Émile Durkheim und viele andere zu Wort, doch lenkt gerade dieser Anspruch auf geistesgeschichtliche Vollständigkeit von Müllers eigentlicher Forschung eher ab. Die Stärke der Arbeit liegt eindeutig in der Analyse verschiedener historischer Fallbeispiele. Im Mittelpunkt steht hierbei vor allem das Istituto di Studi Romani, das ab 1925 eng mit dem Regime verzahnt war und verschiedene wissenschaftliche Initiativen zur römischen Antike hervorbrachte. Mitarbeiter dieses Instituts organisierten auch die sog. „Mostra Augustea“, eine großangelegte propagandistische Ausstellung, in welcher Müller eine „Synthese von Katholizismus und Faschismus“ erkennt (S. 154). Eingehend beschreibt die Autorin einzelne Räume dieser Ausstellung, in denen die Organisatoren das Bild einer historischen Kontinuität von der Antike hin zu Mussolini herzustellen versuchten. Dies äußerte sich einerseits in glorifizierenden Beschreibungen von Roms imperialer Größe, andererseits aber auch in der expliziten Verwendung christlicher Symbolik in einzelnen Ausstellungsräumen, die insgesamt als eine Art „Gedächtnistempel“ konzipiert war (S. 151). Die Augustusausstellung versinnbildlichte den faschistischen Anspruch, eine alternative Moderne zu entwerfen. Das Regime präsentierte sich dabei aber widersprüchlicherweise sowohl im Sinn einer ungebrochenen Kontinuität jahrtausendealter Geschichte als auch als neuartige „Wiedergeburt“ eines vergessenen und verschüttet geglaubten römischen Geists. Der *Romanità*-Kult erlaubte es dem Faschismus, die eigene Politik zu sakralisieren. Müller zeigt, wie sehr katholische Kreise an dieser Sakralisierung beteiligt, und wie eng politische und religiöse Vorstellungen im *Romanità*-Kult verflochten waren. Dabei wird jedoch deutlich, dass sich innerhalb

dieses faschistisch-christlichen Ideenkomplexes politische Widersprüche ergaben. Insgesamt gelingt es der Autorin, ein differenziertes Bild italienischer Geschichtsdeutungen in der Zeit des Faschismus zu zeichnen. Trotz eines oft unnötig abstrakten und nicht immer flüssig zu lesenden Stils, regt dieses Buch zum Nachdenken an. Gerade die christlichen Ambivalenzen innerhalb des *Romanità*-Kults lassen den Leser hinterfragen, ob der Faschismus seine Kraft tatsächlich aus einem einheitlich-ideologischen Geschichtsbild oder ob er seine Anschlussfähigkeit nicht eher aus sehr verschiedenen und in sich widersprüchlichen Deutungsmöglichkeiten zog. Simon Unger-Alvi

Milena Farina/Luciano Villani, *Borgate romane. Storia e forma urbana*, Melfi (Casa editrice Libria) 2018 (Erstdruck 2017), 208 S., ISBN 978-88-6764-106-2, € 20.

Die römischen *borgate*, die u. a. im filmischen Schaffen Pasolinis eine nicht geringe Rolle spielen, werfen noch heute zahlreiche Fragen vor allem in einer sozialgeschichtlichen Perspektive auf, beispielsweise hinsichtlich der wirklichen Faktoren, die den Bevölkerungszustrom bestimmt haben, oder der Logik, die den Zuweisungen öffentlichen Wohnraums zugrundelag. Seit den 50er Jahren herrscht hingegen eine Sichtweise vor, die ihre Entstehung verabsolutierend an die urbanistischen Eingriffe des Faschismus im historischen Stadtzentrum bindet und darin den wesentlichen Grund für die räumlich-soziale Trennung der städtischen Bevölkerungsgruppen sieht. Ebenso wenig geht der Blick darauf, dass sie gegenüber den heutigen gesichtslosen Peripherien noch eine räumliche und soziale Stadtidee vermitteln. Das Thema der historischen Peripherien bleibt damit immer noch aktuell und kann nicht nur anhand der bereits bekannten und verarbeiteten Quellen, sondern auch mit neuem, in jüngster Zeit verfügbar gewordenem Archivmaterial angegangen werden. Die offiziellen *borgate* entstanden im Zusammenhang mit der schrittweisen Aufhebung der Mietpreisbindung und dem Abriss der Barackensiedlungen in den 20er Jahren. Für die Siedlungen der ersten Generation, die in der ersten Hälfte der 30er Jahre federführend vom *governatorato*, der vom Regime eingesetzten Stadtregierung, errichtet wurden, griff man auf höchst hinfalliges Baumaterial zurück, so dass zuweilen soeben errichtete Wohnhäuser wieder abgerissen werden mussten bzw. unter Umständen sogar das Verbot erging, Blumenvasen auf die Fenstersimse zu stellen; auf jeden Fall bedurften die Gebäude von Anfang an beständiger Reparaturen. Die Unterkünfte bestanden mitunter nur aus einem einzigen Raum, während die sanitären Anlagen extern gemeinschaftlich genutzt wurden und die Bewohner auch ihre Küchen nach außen verlagerten. Das in der ersten Phase weitgehend zurückgedrängte Institut für den sozialen Wohnungsbau, der Istituto Fascista Autonomo per le Case Popolari, kehrte Mitte der 30er Jahre wieder als Akteur zurück, dessen Projekte bei aller konzeptionellen Einfachheit von den „gemauerten Baracken“ Abstand nahmen und für die Wohnungen einen Mindeststandard mit Küche, Toiletten und fließendem Wasser vorsahen. Die Siedlungen dieser zweiten Generation, die nun durchaus modernen architektonischen